

(Nachdruck verboten.)

82]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

„Die Sache liegt indessen nicht so einfach, wie sie aussieht,“ fuhr Brullekens fort. „Hierher geschafft sind die Patronen ja leicht, aber es handelt sich des weiteren darum, sich mit der Steuerbehörde ins Einvernehmen zu setzen und bei der Stadt die Erlaubniß auszuwirken, die gefährliche Arbeit — bedenken Sie, es handelt sich dabei um ein Quantum von etwa zweihundertundfünzigtausend Kilo Pulver, mehr als genug um ganz Antwerpen sammt seinen Festungswerken in die Luft zu sprengen — hier vornehmen zu dürfen. Die Regentschaft schwankt um so mehr die Verantwortung bei der heiklen Sache zu übernehmen, als Bergmans, der wachsame Agitator und Béjard's unverföhllicher Feind, Wind von der Geschichte bekommen hat und alles aufbietet, den Magistrat einzuschüchtern und die Hafearbeiter, die die Sache mit den Elevatoren noch in bester Erinnerung haben, aufzuheben. Béjard hat es sich allerdings angelegen sein lassen, Bergmans' Wühlarbeit thuntlichst zu bekämpfen, indem er die immer in Verlegenheit befindliche Bevölkerung durch die Aussicht auf einen leichten und lohnenden Arbeitsverdienst zu ködern suchte. Der Stadt gegenüber hat er sich anheischig gemacht, alltäglich tausend Kilo Pulver aus den Patronen zu ziehen, so daß er in neun Monaten mit der Arbeit fertig ist. Er verpflichtet sich außerdem, jede Verantwortung zu übernehmen und alle Vorsichtsmaßregeln, die die Behörde wünscht, zu treffen. Und Sie werden sehen, daß der Teufelskerl die Hindernisse, die sich der Ausführung seines Planes entgegenstellen, beseitigen und, wie so oft schon, der Stadt, der Provinz, der Regierung Bergmans' Bannstrahlen und der Volkesstimme spotten wird. Ich wünsche es übrigens von ganzem Herzen, denn das Projekt, das er da ausgeheckt hat, ist zu großartig! . . .“

Just in diesem Augenblick machte sich an der westlichen Seite des Börsensaals eine Bewegung bemerkbar, die sich von Gruppe zu Gruppe fortpflanzte und die Aufmerksamkeit der Hörer von dem eben behandelten Gegenstande ablenkte. Der laute Ton einer erregten Auseinandersetzung klang schrill aus dem gewohnten Stimmengewirr heraus. Der Lärm wurde schließlich so groß, daß sich selbst der großmächtige Verbist, der Geschäftskommandirende einer Handelsflotte von zwanzig Schiffen herbeilief, bei seinem Börsenvertreter Erkundigungen über den Grund dieser Störung einzuziehen.

„Was ist denn los, Claessens?“

„Nichts Besonderes, Herr Verbist! Jemand ein fauler Kunde, der seine Differenzen nicht bezahlen will! Ein trauriger Geselle, wie mir versichert wird!“

Das jetztglänzende Vollmondsgezicht lächelt theilnahmsvoll, die Schultern machen eine geringfügige Bewegung, aber Herr Verbist ist an derartige Vorfälle zu sehr gewöhnt, um sich auch nur nach dem Namen des dickfelligen Spekulanten zu erkundigen; er läßt sich nicht weiter stören und fährt fort, sich in aller Gemächlichkeit in den Zähnen zu stoßern.

Und doch war's kein Geringerer, als der lebenswürdige, einzige Dupoissy, dem da in so böser Weise mitgespielt wurde. Der Zufall fügte es, daß der Mann aus Sedan just an dem Tage auf Rimmerwiedersehen in der Tiefe verschwand, an dem sein Herr und Meister mit stolz geblähten Segeln das gefährliche Kap der Pleite glücklich passiert hatte.

Der ständige Verkehr mit Béjard hatte Dupoissy Vertrauen zu seinem eigenen Stern fassen lassen. Der Trabant hielt sich allen Ernstes für einen selbständigen Planeten, und so war es gekommen, daß es sich dieses Federvieh niederer Gattung beifallen ließ, mit seinen vermeintlichen Adlerfittichen der Sonne zuzufliegen. Als das Gerücht immer lauter von Béjard's unhaltbarer Situation sprach, hatte der kluge Dupoissy seinen Herrn wie ein feiler Katai schnöde verlassen, und Béjard, der über die zweideutige Haltung des heuchlerischen Schuftes sich keinen Illusionen mehr hingeben konnte, hatte nichts gethan, den Fahnenflüchtigen zurück zu halten.

In der Zeit, als es Béjard gut ging, hatte Dupoissy an Kommissionen ansehnliche Verdienste geschluckt, und der Mann, der weder hier noch anderswo je einen rothen Heller sein eigen nannte, war eine kurze Spanne Zeit der glückliche Be-

figer eines stattlichen Vermögens gewesen. Statt damit ein Geschäft zu gründen und sich beispielsweise dem Woll- und Tuchhandel zu widmen, eine Branche, die er seiner Behauptung nach in- und auswendig kennen mußte, ließ er sich in unberechenbare, langathmige Börsentransaktionen ein. So lange freilich Béjard dem Pfscher noch mit Rath und That zur Seite stand, war er wohl auch noch immer mit einem blauen Auge davongekommen, auf sich selbst angewiesen hatte er sich dann aber immer tiefer hineingeritten. Er vernachlässigte die elementarsten Vorsichtsmaßregeln und bemühte sich nicht einmal, sich über die allgemeine Börsentendenz die notwendigste Aufklärung zu verschaffen. Von seiner Genialität überzeugt, spekulierte er ohne Wahl und Ziel in Montanwerthen, Staatspapieren und Produkten. Einige Zeit war es ihm wohl auch geglückt, sich an der Oberfläche zu halten und seinen Engagements gerecht zu werden, dann aber ging es allmählig bergab, die Bankiers kündigten ihm den Kredit, und mit Ausnahme einiger Simpel, die durch sein salbungsvolles Wieder-mannswesen und sein weinerliches Gerede getäuscht, in Ehren-Dupoissy ein Opfer Béjard'scher Intrigen zu sehen vermeinten, gab's bald keinen mehr, der seine Unterschrift noch honoriren wollte. So blieben ihm nur noch die zweifelhaften Elemente, die nicht besser dastanden, als er selbst.

Es war heute gerade an der Börse der Tag der großen Regulierung. Der aller Mittel und Stillsquellen entblöhte Dupoissy hatte den Vormittag dazu verwandt, von Pontius zu Pilatus zu laufen, ohne auch nur zwei Franks aufzutreiben. Das hatte ihm freilich nicht gehindert, sich zur gewohnten Stunde im Börsensaal einzufinden, mit süßlichem Grinsen herumzutänzeln und allen mit gleichnerischer Geberde die Hand zu reichen, wobei er es geistlich überfah, daß jedermann ihm verächtlich den Rücken kehrte und seine Hand zu berühren vermied. Als er einen seiner Skoutrahenten, den er besonders arg brandschaft hatte, bemerkte, ging er mit verbindlichem Nicken auf ihn zu und begann in seiner überschwänglichen Art ein Langes und Breites über ein „selten aussichtsreiches“ Geschäft zu reden, bei dem für beide eine Stange Gold zu verdienen wäre.

Diesmal hatte er es indessen recht schlecht getroffen.

„Ich bin mit Vergnügen bereit, mit Ihnen wieder etwas zu unternehmen,“ unterbrach der andere den Wortschwall, „nur wollen wir vorher das kleine Geschäft mit der französischen Reute ins Reine bringen. . . Sie wissen, was ich meine. . . Es sind nun an die drei Monate, daß Sie die Erledigung der Kleinigkeit hinauschieben.“

Dupoissy lächelte nach wie vor und rief: „Versteht sich, lieber Freund! Soll sofort erfolgen! Ich war gerade im Begriff, Sie zu bitten, mich in der Angelegenheit heute Abend zu besuchen. Wenn ich Ihnen von dem neuen Geschäft sprach, so geschah es nur, weil dieses eben in so inniger Verbindung mit dem, was wir vorher abschlossen, steht, daß der Gedanke, die beiden Sachen zu kombinieren oder, richtiger gesagt, zu verschmelzen, sozusagen auf der Hand liegt. . .“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach der andere, „darum handelt es sich ganz und gar nicht. Ich habe Ihre fortgesetzten Kombinationen herzlich satt. Bevor ich mich mit Ihnen auf andere Unternehmungen einlasse, möchte ich vorerst einmal baar Geld sehen!“

„Herr Blarding!“ sagte Dupoissy im Ton der gekränkten Unschuld, der ein Nebelwölkchen zu nahe tritt, „Herr Blarding, Sie sind mir ein so lieber Freund. . .“

„Ich was! Verschonen Sie mich mit Ihrem Herr Blarding und lieben Freund, die Redensarten ziehen nicht mehr! Heute kommt es darauf an, mir unverzüglich zweitausend Franks gegen Aushändigung dieser Quittung zu zahlen. . .“

„Aber, mein lieber Freund, von Ihnen hätte ich am allerwenigsten ein derartiges Vorgehen erwartet! Nachdem wir lange Jahre hindurch in Eintracht mit einander gearbeitet haben, ohne daß auch nur der Schatten eines Mißtrauens. . .“

„Lassen Sie doch die Phrasen! Hier heißt es zahlen und nichts weiter!“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich das Geld nicht bei mir habe!“ jammerte Dupoissy leise und legte seinem

Gläubiger begütigend den Arm auf die Schulter. „Um Himmelswillen, beruhigen Sie sich doch! Man ist schon auf uns aufmerksam geworden!“

Es hatte sich in der That um die beiden ein Kreis Neugieriger gebildet, die mit schadenfroher Neugierde der Weiterentwicklung der Dinge harrten. Je mehr aber Dupoissy Blarding zu beschwichtigen versuchte, desto lauter erhob dieser die Stimme.

„Ich frage Sie zum letzten Male, Herr Dupoissy, sind Sie bereit, die zweitausend Franks zu zahlen? Ja oder nein?“
 „Ja, gewiß, wenn ich sie haben werde!“ ließ sich der unglückliche Dupoissy, der augenscheinlich den Kopf verloren hatte, entchlüpfen.

Blarding fuhr wie ein toller Hund auf.

„Was? Was sagen Sie?“ brüllte er dem zahlungsunfähigen Schuldner ins Gesicht.

Andere, die Dupoissy ebenfalls geprellt hatte, machten nunmehr mit Blarding gemeinsame Sache und forderten stürmisch Bezahlung.

„Wird er zahlen? Wird er nicht zahlen?“ trällerte der Chor der Neugierigen, die in höchstem Grade belustigt wie die Beseffenen herumspangen.

„Meine Herren, meine lieben Herren! Lassen Sie mich heraus, ich beschwöre Sie! Ich bin französischer Bürger, meine Herren, ich stehe unter dem Schutze des französischen Konsulats... Sie machen sich einer schmähligen Handlung schuldig, meine Herren...“

„Bist Du bald fertig?“ knurrten die jungen Saitenfarbiers. Gebt's ihm tüchtig, dem Franzosen, dem Dufel aus Sedan! Halt' die Schnauze! Raus mit Dir, Badinguet!“

Die Gläubigerschar gerieth in immer heftigere Erregung und bedrohte ihr Opfer mit Fäusten, Regenschirmen und Spazierstöden. Blarding hatte Dupoissy bereits den Hut vom Kopfe geschlagen.

„Nein, nein, meine Herren! Nur keine Gewaltthatigkeiten!“ mahnte die Mehrheit der Zuschauer mit gehauchter Milde. „Wir wollen doch den Spaß möglichst in die Länge ziehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bedeutungswandel der Wörter.^{*)}

Die Bedeutung der geschriebenen und gesprochenen Wörter ist keine Eigenschaft, die ihnen auf irgend eine mystische Weise an und für sich zukäme; vielmehr ist das Wort mit dem, was es bezeichnet, lediglich durch Assoziation verbunden — ebenso wie ja das gleiche Verhältnis auch zwischen Sprache und Schrift obwaltet. Daraus folgt, daß dieser Zusammenhang kein starrer und streng gebundener sein muß, sondern daß die Bedeutung eines Wortes innerhalb gewisser Grenzen veränderlich sein kann; natürlich darf dieses Schwanken nur soweit gehen, daß der Zweck der Sprache, die Verständigung einer Sprechenden und einer Hörenden Person, dadurch nicht beeinträchtigt wird. Thatsächlich sehen wir daher diese Erscheinung, daß nämlich eine bestimmte Bedeutung der Wörter nicht genau festgehalten wird, in allen Sprachen und für alle Zeiten in Gültigkeit; der Wortschatz und der Wortgebrauch ändern sich nicht nur bei verschiedenen Generationen, sondern auch bei Angehörigen derselben Generation, ja bei demselben Menschen in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens oder bei verschiedenen Umständen, unter denen er sich des Wortes bedient. Es werden andere Vorstellungen in mir lebendig, wenn ich beispielsweise jemanden im eigentlichen Sinne einen „Helden“ nenne oder wenn ich dies spöttisch thue, andere, wenn ich mich des Wortes „Vater“ als Kind oder als Jurist bediene. Ein eigentlicher Bedeutungswandel liegt freilich bei vereinzelter Anwendung eines Wortes in abweichendem Sinne, wie es ja das Leben täglich mit sich bringt, noch nicht vor; ein solcher ist im strengen Sinne vielmehr erst dann gegeben, wenn ein Wort innerhalb eines ganzen Sprachgebietes eine von seiner ursprünglichen verschiedene Bedeutung angenommen hat, wenn die gelegentliche Bedeutungsverschiedenheit zur gewöhnlichen geworden ist. Es ist dabei gleichgültig, ob die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz untergeht oder ob, was wohl der häufigere Fall ist, beide Bedeutungen sich selbständig nebeneinander behaupten, und die Gleichheit der betreffenden Wörter vom Sprachbewußtsein nur noch wie eine zufällige und fast wunderbare empfundene wird.

Die Grundgesetze des Bedeutungswandels der Wörter sind ziemlich mannigfaltiger Art. Eins der bedeutungsvollsten unter ihnen ist zweifellos jenes Gesetz, dessen Tragweite für das ganze seelische Leben die neuere Psychologie so überzeugend nachgewiesen hat —

die vergleichende Ähnlichkeitserkenntnis. Wo immer neue Dinge in der Natur gefunden oder durch die Kunst hergestellt werden, wo immer neue geistige Vorgänge und Thatsachen entdeckt, neue Eigenschaften wahrgenommen werden: was liegt da dem Bequemlichkeitsstreben der menschlichen Natur näher als die Benennung für diese neuen Dinge und Vorgänge einfach von denen unter den bereits bekannten zu übernehmen, die in irgend einer Hinsicht die meiste und augenfälligste Ähnlichkeit mit ihnen aufweisen? Ein belehrendes Beispiel hierfür ist die jetzt vorhandene Doppelbedeutung des Wortes „Feder“. Ursprünglich nur das betreffende Erzeugnis der Vögel bedeutend, ging das Wort dieser Bedeutung doch schon in der „Gänsefeder“ halb verlustig; die beherrschende Vorstellung war hier die eines Schreibwerkzeugs. So konnte der Name „Feder“ in der natürlichsten Weise auch auf andere Schreibgeräte übertragen werden, die zwar nicht von Vögeln stammten, aber doch in Handhabung und Aussehen mit jenen echten „Federn“ große Ähnlichkeit hatten; was ursprünglich bildliche Redeweise war, gestaltete sich allmählig zur selbständigen Wortbedeutung. Die gleiche Erscheinung lehrt in einer außerordentlich großen Zahl von Fällen wieder. So hat Rad neben seiner ursprünglichen heute fast allgemein noch die Bedeutung von Fahrrad angenommen; Draht theilweise die Bedeutung des Verkettens auf telegraphischem Wege. Auf diese Weise ist eine große Zahl von Doppelbedeutungen entstanden, die längst vom allgemeinen Sprachbewußtsein nicht mehr auf eine gemeinsame Vorstellung bezogen werden, und bei denen zum theil überdies zum Unterschied der Bedeutung auch eine Unterscheidung in lautlicher oder grammatischer Beziehung getreten ist. So Schale als Fruchthülle und als Gefäß; so Blatt als Blatt am Baume und im Buche; so lesen, dessen ursprüngliche Bedeutung die von sammeln — z. B. Reisig lesen — ist, woraus sich die des „Deutens“ der „Buchstaben“, d. i. der buchernen „Amenstäbe“, naturgemäß entwickelte; so Stamm als Baumstamm und menschliches Geschlecht; so „billig“ = gerecht und = wohlfeil; so „ausmerzen“, das eigentlich „ausmarzen“ geschrieben werden sollte und ursprünglich das Ausschneiden bestimmter Thiere aus der Herde bedeutet, das alljährlich im März vorgenommen zu werden pflegte. So ist unsere und jede Sprache von erflarrten, in ihrer Bedeutung nicht mehr verstandenen und darum in ihrer Anwendung beliebig erweiterten oder verengerten Metaphern erfüllt. Noch mehr verdunkelte es diesen Zusammenhang, wenn sich zugleich mit der abgeleiteten Bedeutung das ursprünglich gemeinsame Bezeichnungswort in der oben angegebenen Weise unterschied: so spalteten sich „Nabe“ und „Nappe“, „Nabe“ und „Nappe“, „Wänke“ und „Banken“, „Reiter“ und „Ritter“.

Durchaus die Regel ist solcher bildliche Gebrauch auf dem Gebiete der Bezeichnungen für seelische Thatsachen und Vorgänge. Das ist ganz natürlich; die Begriffe für dieses Gebiet der Erkenntnis bilden sich gemäß dem Gange der geistigen Entwicklung des Menschen erst lange nachdem sich bereits ein reicher Schatz von Begriffen aus der sinnlich anschaulichen Welt gebildet hat, und so liegt nichts näher, als daß diese abstrakten Begriffe ihre Benennung von denjenigen konkreten Dingen und Vorgängen erhalten, mit denen sie die meiste Ähnlichkeit aufzuweisen scheinen. Der Psychologe kann dabei oftmals staunen über den unbewußten Tiefinn, über die durchaus richtige Erkenntnis der geistigen Vorgänge, die in diesen Benennungen zu Tage tritt. Eine Erscheinung wird in der That dadurch „begriffen“, daß man sie als besonderen Fall einer allgemeineren Regel mit anderen Erscheinungen „zusammenbegreift“, und ihr dadurch das Merkmal des Alleinstehenden, Zusammenhanglosen nimmt; eine ähnliche Rolle spielt im geistigen Leben der „Begriff“, dessen psychische Existenz ja wohl trotz Verlekeh nicht erstlich in Frage gestellt werden kann. „Absicht“ und „Hinsicht“ lassen ihren sinnlichen Ursprung deutlich zu Tage treten, ebenso „Veweis“, „Grund und Folge“, „Ursache“, „Schluß“; ja sogar der „Zwed“, dieser Philosophen und Naturwissenschaftlern neuerdings so fatale Begriff, geht auf einen materiellen Ursprung zurück: das Wort ist von Haus aus das gleiche wie bei dem „Zwed“, dem hölzernen oder eisernen Nagel, den der Schuhmacher ins Schuhwerk eintreibt; zur Bedeutung „Ziel“ und damit weiterhin zu seiner philosophischen Bedeutung kam es dadurch, daß ähnliche spitze Pföcke, in den Mittelpunkt der Scheibe geschlagen, als Ziel beim Schießen dienten. An die ursprüngliche Bedeutung erinnern die Wörter „zwidnen“ und im Ablaut „zivadnen“. „Geist“ bedeutet ursprünglich „Wind“ oder „Hauch“.

Einer der bekanntesten Vorgänge auf diesem Gebiet ist der, daß viele Wörter sozulagen in ihrem Werthe sinken, daß sie ursprünglich z. B. sittlich oder gesellschaftlich Höheres bezeichneten als in einem spätem Stadium der Sprachentwicklung. Die Beispiele dafür sind belamnt. „Pfaffe“ war ursprünglich eine von jedem tabellenden Beigeschmack freie Bezeichnung für den Geistlichen; heute hat es die belannte Nebenbedeutung angenommen. „Kexer“ nimmt seinen Ursprung von der Sekte der Katharoi, der Ketten; „Magd“ war früher, wie noch heute im poetischen Gebrauch, = Jungfrau; „Wube“ hat im Schriftdeutschen eine Nebenbedeutung starker moralischer Mißachtung. Neben sich steht es mit „Weib“ und „Dirne“. „Herr“ und „Frau“, ursprünglich die Bezeichnung für gesellschaftlich Höherstehende, sind heute zur allgemeinen Titulatur geworden.

Damit sind die Arten des Bedeutungswandels natürlich keineswegs erschöpft. Sehr häufig sind z. B. die Fälle, in denen der Name einer Thätigkeit auf die Person, die sie vollzieht, oder auf den Ort, in dem sie vor sich geht, übertragen wird: so die Wache, der Gang, der Rath als Kollegium und Titel; Zug bedeutet sowohl

*) Spottname Napoleon III.
 *) Aus der „Kölnischen Zeitung“.

die Thätigkeit des Ziehens als im Eisenbahn- oder Heereszug das Ziehende, Schuß im Zusammenhang neben der Thätigkeit des Schießens zugleich die zur Ausübung derselben erforderliche Quantität Pulver. Der Zusammenhang entscheidet überhaupt in sehr weiten Grenzen über Gebrauch und Wahl und somit für den besondern Fall über die Bedeutung der Wörter; da es der Zweck eines Wortes ist, eine bestimmte Vorstellung oder eine Gruppe von solchen im Hörenden wachzurufen, so wird begreiflicher Weise z. B. zur eindeutigen Bezeichnung einer bestimmten Vorstellung ein um so vieldeutigeres Wort gewählt werden können, je mehr schon der Zusammenhang des Vorangegangenen auf diese bestimmte Vorstellung hinweist: „der Krieg“, „der Friedensschluß“ u. s. w. können im Zusammenhang die verschiedensten Kriege und Friedensschlüsse eindeutig bezeichnen. Wird jener Zusammenhang beim zufälligen Gebrauch eines Wortes allgemein stillschweigend ergänzt, so entsteht eine bestimmte Sonderung seiner Bedeutung, weingleich von eigentümlichem Wandel der Bedeutung hier wohl nicht gesprochen werden kann: „die Jungfrau“ wird zur Madonna, „der Tag des Gerichtes“ zum jüngsten Gericht des Christenthums. Umgekehrt tritt öfters eine gewisse Bedeutungsweiterung ein, so vor allem in der bekannten Erscheinung, daß der Name eines besonders charakteristischen Theils für das Ganze gesetzt wird; so steht „Kiel“ für „Schiff“, „Gerb“ statt „Haus“, „Ache“ statt „Wagen“. Der gleiche Fall, verbunden mit bescheiden herabsteigender Redeweise, liegt wohl vor, wenn man „auf einen Löffel Suppe“ zu Lische gebeten wird und natürlich sehr enttäuscht wäre, wenn der Gastgeber seine Einladung wörtlich aufgefaßt hätte. Häufig sind auch Stellvertretungen im Gebiete der Sinneswahrnehmungen, so im Volksmunde ziemlich allgemein schmecken für riechen; daß Spektakel für Schauspiel, Auftritt im Volksmunde heute ziemlich allgemein für Lärm gebraucht wird, dürfte allerdings auf einer anderen Grundlage beruhen.

Wer ein Wort in einer von der Norm abweichenden Weise gebraucht, setzt in der Regel voraus, daß ein anderer trotzdem das, was er damit ausdrücken will, versteht; wo ein größerer Kreis von Wörtern in willkürlicher Bedeutung angewandt wird, entsteht für den Unkundigen eine wahre Geheimsprache — so in unserer Studentensprache und dem Rothwelsch der Gauner. Solche willkürlichen Bedeutungsänderungen werden nur selten zu einem allgemein angenommenen tatsächlichen Bedeutungswandel führen; die spontane, aus inneren psychologischen Prinzipien sich vollziehende Bedeutungsänderung der Wörter ist dagegen eine der grundlegenden und allgemeinsten Eigenthümlichkeiten des sprachlichen Lebens, nicht minder grundlegend und allgemein als die Veränderung in lautlicher und grammatisch-syntaktischer Beziehung.

Kleines Feuilleton.

od. Alternde Arbeiter. Ein Drogenhändler aus dem Arbeiterviertel Londons, dem armen Ostend, berichtet: „Noch nie, seitdem ich mein Geschäft habe, ist es mir so oft wie jetzt vorgekommen, daß Arbeiter mich über ein empfehlenswerthes Haarfärbemittel zu Rathe gezogen haben, noch nie habe ich in diesem Artikel einen so starken Umsatz gehabt wie jetzt. Es vergeht buchstäblich kein Tag, an dem nicht ganz gesunde, kräftig gebaute Leute mir ihre Noth klagen, daß sie auf der Suche nach Arbeit abgewiesen werden, lediglich aus dem Grunde, weil ihr Haar vorzeitig ergraut ist. Es ist keine Ueber-treibung zu sagen, daß für einen großen Prozentsatz unserer Arbeiter das Haarfärben eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, wenn sie für sich und die Ihrigen das tägliche Brot erwerben wollen.“

Ein „Unitum“. Die schwedische Zeitung „Luleaposten“ brachte vor einiger Zeit die Mittheilung, daß ein Volksschullehrer namens S. Alre in Nadsö, im Besitz einer Anzahl Nummern von einer alten lappländischen Zeitung sei, der einzigen, die jemals in der Sprache der nordischswedischen Nomaden erschien. Der fragliche Moniteur wurde zu Beginn der achtziger Jahre von einem königl. Länssverwalter redigirt und trug den beschwerlichen Namen „Muitalagje“. Diese Notiz wurde alsbald von südschwedischen Mättern nachgedruckt und von hier aus fand sie weiteren Eingang in die englische Presse. Ein Londoner Sammler, der zufällig in abgelegten Zeitungen „macht“, setzte sich daraufhin unverweilt mit dem besagten norwegischen Schulmagister in Verbindung und kaufte diesem nach einigem Feilschen das halbe Duzend defekter Nummern für 500 Pfd. Sterl. (10 000 M.) ab. Der Kauf wurde von dem englischen Konsul in Lulea ins Reine gebracht. Jetzt hat sich reichlich ein halbes Duzend anderer lappländischer „Makulatur“-Besitzer gemeldet, die ihr kostbares Eigenthum zu gleich annehmbaren Liebhaberpreisen veräußern möchten. Reflektanten scheinen sich jedoch seither für das „Unitum“ nicht gefunden zu haben. („Lit. Echo.“)

Eine Ballonfahrt mit André's Schlepptau-Steuer. Ein bekannter Aeronaut, Percival Spencer, beabsichtigte seit langer Zeit den Schlepptau-Steuer-Apparat zu erproben, den André auf seiner Nordpolfahrt verwandt hat. Er plante eine Fahrt über See, konnte aber lange keinen günstigen Wind finden und entschloß sich schließlich zu einer Fahrt über die Marischegenden der Themse. Dieser Versuch hat einen so vollständigen Erfolg gehabt, daß nunmehr eine Fahrt über den Kanal folgen soll. Die bisher nur wenig erprobte Verwendung des Schlepptausegels beruht auf der Theorie, daß ein auf einem Ballon angebrachtes Segel nur dann eine Wirkung

üben kann, wenn irgend ein Hinderniß den Ballon zurückhält, d. h. ihn zwingt, langsamer als der ihn treibende Wind zu fliegen. Was beim Segelboot das Wasser bewirkt, soll hier durch ein lang herabhängendes, schweres, auf dem Erdboden oder dem Wasser hinschleppendes Tau erzielt werden. Spencer verwandte ein 500 Fuß langes, dreißelliges, etwa 100 Pfd. schweres Hanfseil. Das benutzte Segel war ein gewöhnliches 12 Fuß-Segel, das 10 Pfd. wog und an dessen Mittelring das Seil befestigt wurde. Ueber den Marschen wurde der Ballon tiefer gelassen und das Steuerseil ausgeworfen. Wir waren, erzählt einer der Mitfahrerinnen, zwischen 300 und 400 Fuß hoch und ließen mithin 100—200 Fuß Seil auf dem Boden hinschleppen. Der Erfolg war, daß wir mit unserem Segel nach rechts oder links von der Windrichtung abweichen konnten. Wir hatten Südwestwind, fuhren mithin nach Nordosten. Wir steuerten mit dem Segel und sofort flog der Ballon herum, und die Biegung des Seiles unter uns war deutlich sichtbar. Wieder warfen wir das Segel herum, und jetzt wandte sich der Ballon nach Südost. Bei der bevorstehenden Kanalfahrt soll ein besonders für Seefahrten bestimmtes Tau verwandt werden, das dem Wasser größeren Widerstand leistet. Die diesmaligen Versuche über die Marischen gingen über einen sieben englische Meilen weiten Strich. —

Erziehung und Unterricht.

ok. Linkshändigkeit in der Schule. In der soeben erschienenen „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“ behandelt Emanuel Vayer die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Ausbildung beider Hände in der Schule. Die einseitige Ausbildung der Geschicklichkeit der rechten Hand hat dazu geführt, daß selbst zu Verrichtungen, die ebenso gut und ohne jede Anstrengung mit der linken Hand ausgeführt werden könnten, auch nur die rechte Hand gebraucht wird. Auch leichte Gegenstände zum Beispiel werden regelmäßig mit der rechten Hand aufgehoben. Solche einseitigen Bewegungen, die unzählige Mal wiederholt werden, sind nicht ohne Einfluß auf den Körper und für die Symmetrie der Körperhälften nicht förderlich. Die Gewohnheit, kleine Kinder auf dem linken Arm zu tragen, um die rechte Hand frei bewegen zu können, hat oft zur Folge, daß die linke Schulter der Kinder sich erhöht. Hier könnte nur eine Gewöhnung von Kindheit an abhelfen. Bei dem Knaben-Handfertigkeitsunterricht wird schon auf die Arbeit mit der linken Hand häufig Gewicht gelegt. Die Knaben sägen, hobeln und klopfen auch mit der linken Hand. In allen Gewerben mit schwerer Handarbeit macht sich der Vortheil gleicher Geschicklichkeit und Kraft beider Hände, namentlich für die Alltagsarbeit, deutlich genug geltend. Die Bevorzugung der rechten Hand hat um freilich ihre physiologische Erklärung darin, daß sich vom Kortabogen zuerst die Schlagader zum rechten Arm abtrennt, also hier der stärkere Impuls zu fühlen ist, während bei Linkshändigen sich die Pulsader zuerst zum linken Arm abtrennt. Daher werden wohl die Arbeiten der Künstler und Operateure, bei denen es ganz besonders auf die Parteilichkeit und Genauigkeit der Ausführung ankommt, doch gewöhnlich mit der rechten Hand ausgeführt werden. Aber auch da giebt es Ausnahmen. Man braucht ja nur an Menzel zu denken, der bekanntlich mit beiden Händen gleich sicher zeichnet. Ein weiteres Beispiel ist der Maler Klimsch, der schon in seiner Jugend mit der Linken weiter zeichnete, wenn die Rechte ermüdet war, und der berühmte Augenarzt Arlt, der je nach der Lage der erkrankten Stelle bald mit der Rechten, bald mit der Linken operirte. Wie der „Studio“ mittheilt, wird seit 14 Jahren in Philadelphia, nach der Methode von Prof. Liberty Tadd, das Zeichnen mit beiden Händen gelehrt. Die Übungen sind an zwei Nachmittagen in der Woche, aber fakultativ. Etwa 2000 Knaben und Mädchen absolviren gewöhnlich den zweijährigen Kursus. Besonders berücksichtigt man auch Übungen, die mit dem ganzen Arm ausgeführt werden müssen. Große Kreise werden mit der rechten oder linken Hand an die Wandtafel gezeichnet, ohne die Hand zu stützen, so daß der ganze Arm in Thätigkeit ist. Die Ueberlegenheit der japanischen Zeichner kann vielleicht darauf zurückgeführt werden, daß schon die Kinder sich darin üben müssen, den Pinsel ohne Maststab oder andere Stützen für die Hand zu gebrauchen. Indem die japanischen Kinder die Buchstaben ihrer Sprache von früh auf mit Pinsel und Tinte schreiben, lernen sie fast unmerklich zeichnen. Auch mit beiden Händen zu gleicher Zeit werden Zeichnungen ausgeführt. —

Völkerkunde.

— In einer neuen Schrift über „Ursprung und Verbreitung des Mitteländischen Stammes“ tritt der italienische Anthropologe G. Sergi für die Hypothese ein, daß nicht die ganze Urbevölkerung Europa's aus Asien oder unmittelbar aus Asien stamme, sondern daß ein uralter, aus Afrika gelommener Menschenschlag alle Länder, die das Mittelmeer umschließen, in Besitz genommen, sich auch nach Norden hin verbreitet habe. Dann seien Arier aus Asien eingedrungen und hätten jenen Menschenschlag theils zurückgedrängt, theils sich mit ihm vermischt. „Italiener und Hellenen sind ganz anderer Abstammung als die Arier, nämlich mitteländischen Stammes; sie haben durch Einführung infolge theilweiser Indastion arische Kultur erhalten und besitzen in Folge der Umgestaltung ihrer Sprachen mit arischer Flegion. Die beiden großen klassischen Kulturen, die lateinische und die griechische, sind eine spätere Erscheinung, durch das Hinzutreten des mitteländischen Elementes hervorgebracht.“ Die Frage nach dem ursprünglichen Wohnstzigen und den ältesten Wanderungen der Völker

gehört zu den Schwierigsten, die es giebt, und eine Antwort darauf, die allgemein befriedigt und jeden Widerspruch entwaffnet, ist vorläufig nicht zu erwarten. Das aber sei hervorgehoben, daß die Herkunft der ältesten Mittelmeerwölle aus Afrika auch von spanischen und portugiesischen Physiologen und Historikern angenommen und verteidigt wird. — (Voss. Jtg.)

Psychologisches.

gk. Ueber den Seelenzustand der Sterbenden hat Féréz nach einem Berichte der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ neue Untersuchungen angestellt. Er geht von der Thatsache aus, daß die geistigen Fähigkeiten nicht immer durch Krankheit herabgesetzt werden, sondern auch eine Erhöhung erfahren können. Nach ärztlichen Beobachtungen verschwindet während einer heftigen Krankheit oder beim Nahen des Todes der Wahnstun, und bei Schwachsinnigen und Idioten zeigen sich plötzliche Spuren von Gedächtniß und Urtheil. Auch bei Gesunden treten infolge einer vorübergehenden körperlichen Ueberarbeitung und beim Nahen des Todes dieselben Phänomene auf. Féréz hat nun vier Sterbende beobachtet, deren Körperzustand zu keinerlei Emotionen Anlaß gab. Die Erinnerung war wenig ausgedehnt und bezog sich nur auf unbedeutende Dinge. Da trat der merkwürdige Fall ein, daß drei der Sterbenden sich kurz vor ihrem Tode an Ereignisse erinnerten, die vor 15, 18 und 20 Jahren sich zugetragen hatten. Von Visionen konnte bei ihnen nicht die Rede sein; die gewöhnlichen Gedankeninhalte waren auch in ihren letzten Aussprüchen zu erkennen. Féréz glaubt, dies damit erklären zu können, daß die Ueberreizung, die kurz vor dem Tode in Nerven und Muskeln eintritt, auch eine psychische Ueberreizung zur Folge hat. Er unterscheidet streng zwischen den Fällen, wo der Tod durch äußere Umstände herbeigeführt wird, und wo er sich als organische Modifikation vollzieht. Im letzteren Falle sind keine Visionen vorhanden, das Bewußtsein ist noch klar, und der Sterbende sieht den Tod deutlich vor sich. Der Gedanke an den Tod kann den Ideenverlauf so beschleunigen, wie es nach Féréz's Erfahrungen der Fall war. —

Meteorologisches.

— Eine große Feuerkugel wurde am 2. November, 7 Uhr abends, im südlichen Theile der Rheinprovinz gesehen. Nach dem Bericht eines kenntnißvollen Beobachters in Lumbach durchlief das Meteor die Sternbilder Dreieck, Fische, Pegasus und Adler und strahlte intensives, weißes Licht aus gleich einer elektrischen Lampe. Die Kugel hatte einen kurzen Schweif von weißer Farbe; und die ganze Erscheinung dauerte wenige Sekunden, war aber so überwältigend, daß Arbeiter auf dem Felde laut aufschrieten. —

Technisches.

to. Ein Konstruktionsfehler an den Wagen der Berliner Straßenbahnen. Die neuen großen Wagen der Straßenbahn sind wegen ihrer bedeutenden Länge mit sogenannten Drehgestellen ausgerüstet, durch die es den Rädern ermöglicht wird, sich beim Passiren einer Kurve den Schienen entsprechend einzustellen. Ebenso sind an den Wagen Sandstreu-Apparate angebracht, durch die Sand auf die Schienen gestreut werden kann, um die Reibung der Räder auf den Schienen zu vergrößern, was sowohl beim Bremsen als auch beim Anziehen sehr wichtig ist. Der Sandstreuer ist vorne beim Führer am Wagen angebracht, und das Streurohr führt bis dicht über die Schienen. Fährt nun der Wagen durch eine Kurve, so verschieben sich die Achsen derart, daß das eigentliche Wagengestell an der Vorder- und Mittleite sich gar nicht mehr über den Schienen befindet. Will der Führer nun Sand auf die Schienen streuen und öffnet den Streu-Apparat, so fällt der Sand genau in die Mitte zwischen die Schienen, weil der Apparat an dem Wagengestell angebracht ist, anstatt an dem Radgestell. —

vi. Der Manilahans. Den werthvollsten Ausfuhrartikel der Philippinen bildet der Manilahans oder Abaca. Dieser Manilahans stammt aber nicht, wie der europäische Hans, von der Hanfpflanze, sondern von der Bananenart *Musa textilis*. Die Ernte desselben erfolgt derart, daß der Bananenschaft dicht über der Erde abgeschnitten und zunächst von den Blättern und äußeren Hüllen befreit wird. Dann löst man die einzelnen Blattstiele in Streifen ab, macht auf der inneren konkaven Seite einen Querschnitt durch die Haut und reißt sie mit dem daran sitzenden fleischigen Theile ab, sodas nur die äußere Haut möglichst rein zurückbleibt. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß der Bast von dem unzertheilten Schafte so losgelöst wird, daß der Arbeiter einen schrägen Einschnitt in den unteren Theil des Stammes macht, mit dem Messer unter den Blattzipfel fährt und der ganzen Länge nach einen möglichst breiten Streifen abzieht. Dies wiederholt er dann so lange als es sich lohnt.

Dieses zweite Verfahren ist zwar ausgiebiger, aber auch zeitraubender, und es wird deshalb seltener angewendet. Die so gewonnenen Streifen werden dann zwischen einem 6 Zoll langen Messer und einem geblättern Holzblock durchgezogen, um den Rest der Fleischntheile zu entfernen, und der Bast ist fertig. Drei Arbeiter liefern zusammen täglich circa 25 Pfund Bast. Der erste haut die Schäfte um, löst die Blätter ab und trägt zu, der zweite, meist ein Knabe, breitet die Streifen aus, und der dritte zieht diese unter dem

Messer durch. Die so fertig gestellte „Bandala“ wird meist zu Tauwerk verwendet und übertrifft russischen Hans an Festigkeit, Tragkraft und Leichtigkeit, nimmt aber keinen Theer an, kann also nicht zu stehenden, sondern nur zu laufendem Tauwerk verwendet werden. Die Ränder der Blattstiele, die viel feinere Fasern enthalten als die Mitte, werden in zollbreiten Streifen besonders abgelöst und mit starkem Druck mehrere Male unter dem Messer durchgezogen. Dies Produkt heißt „Lupés“, eine geringere Sorte „Nuitol“; diese wird im Handel der Feinheit nach wieder in 3 Unterforten eingetheilt und dient zu feinen inländischen Geweben, die fast so schön wie westindischer Ananashans sind. Die feineren Bastforten werden zunächst im Reismörser zerstampft, um sie geschmeidig zu machen, und die einzelnen Fäden dann an einander geknüpft, wodurch im Gewebe immer kleine Knoten sichtbar bleiben. Die Fasern des Innenblattes heißen „Lupas“. Sie sind nicht so stark, aber weicher, als die äußeren und werden mit der Bandala zusammen verknüpft oder zu inländischen Geweben, besonders zu Teppichen, benutzt. Für die Ausfuhr kommt hauptsächlich der gewöhnliche Manilahans in betracht, dessen Ausfuhr sich in zehn Jahren fast verdoppelt hat. 1885 betrug sie 423000 Ballen, 1895 832000 Ballen, und zwar gehen von dieser sich auf ca. 14 Millionen Dollars bewerthenden Produktion ca. 60 pCt. nach England und seinen Kolonien und 40 pCt. nach Nordamerika. Die Länge des Bastes geht von 1 1/2 bis 4 Meter. —

Humoristisches.

— Unter Kollegen. „Wie fange ich mir den Brief an? Es handelt sich doch um eine berühmte Persönlichkeit. — Ob ich etwa schreibe: Theurer, hochberehrter Meister!“
 „Aber was fällt Dir ein? An einen solchen Lumpen!“
 „Ja aber wie denn sonst?“
 „Schreib doch einfach: Lieber Kollege!“
 — Aufgeschnitten. „Wie gehts Ihrer lieben Frau? Ich hab' sie schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.“
 „Ich auch nicht. Sie hat den Mühsig auf unserem Tandem.“
 — Im Kloster. „Was? den Haufen Holz soll i mach'n, daß i a Mittagessen frieg?“
 „Ja, mein Lieber, bei uns gilt der Spruch: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“
 „No, Ehrwürden Herr Frater, für böß schaug'n Sie aber gar nüt schlecht aus!“ —

Vermischtes vom Tage.

y. In Billwärder bei Hamburg war die Stelle eines Hilfslehrers neu zu besetzen. Dieser Tage lief nun eine Bewerbung von — einem Unteroffizier der Reserve ein, der seine gesammte Vorbildung der Unteroffizierschule verdankt und der nun, nachdem er wegen Mißhandlung eines Untergebenen entlassen worden ist, sich für fähig hält, ein Lehramt zu verwalten! —
 — In der Trunkenheit erstickt in Gladheim bei Würzburg ein Gastwirth seine dreizehnjährige Tochter. Sie hatte auf seine Aufforderung hin nicht sofort Bier aus dem Keller geholt. —
 — Einem alten Hute, der vom Winde fortgerissen wurde, sprang ein Bauer aus Dubeureuth (bei Erlangen) aus dem in Fahrt befindlichen Zuge nach. Dabei gerieth er unter die Räder und wurde lebensgefährlich verletzt. —
 — In der Nacht zum Montag wurden durch den starken Nebel auf den galizischen Staatsbahnen drei Bahnunfälle verursacht. Außer dem bereits gemeldeten Unfall bei Czarnow kamen noch zwei Unfälle bei den Stationen Tarnow und Markowce vor. Bei Tarnow entgleiste ein Güterzug, es wurde niemand verletzt. In der Station Markowce fuhr ein Lastzug in den Lemberger Personenzug. Bei dem Zusammenstoß wurden sehr viele Personen verletzt. —
 — Bei Belikij Istjug im Gouvernement Wjatka gerieth am Ickten Sonnabend das Eis auf der Suchona infolge des Steigens des Wassers plötzlich in Bewegung, während auf dem Flusse eine Menge nach Belikij Istjug gehender Fahrwerke sich befand. Wie verlautet, sollen bei dieser Katastrophe zwanzig Menschen ertrunken sein. —
 — Das Boranje-Gebirge in Serbien war im Anfang dieses Monats der Schwaplag großer Waldbrände. Der Schaden ist sehr bedeutend; Verlust an Menschenleben ist jedoch nicht zu beklagen. —
 — In Südfrankreich sind heftige Gewitter niedergegangen, die von vollendbrüchigem Regen begleitet waren. Die Flüsse sind zum theil über die Ufer getreten. —
 — Die Keffel-Ernte war in diesem Jahr in Amerika sehr schlecht, so daß die Einfuhr nicht so groß wie in den Vorjahren werden kann. Es wird amtlich mitgetheilt, daß die diesjährigen Ernten in Amerika nur 27 Millionen Faß erreichen, während diese im Jahre 1897 40 Millionen Faß und im Jahre 1896 70 Millionen Faß umfaßten. Als Ursache der schlechten Ernte wird angegeben, daß in diesem Jahre während der Blüthezeit heftige und andauernde Regen, später kaltes und feuchtes Wetter die Vegetation benommen. —